

UNVERÖFFENTLICHTE BRIEFE AN SCHOPENHAUER.

Mitgeteilt von

ARTHUR HÜBSCHER (München).

Im XV. Bande der historisch-kritischen Ausgabe von Arthur Schopenhauers Sämtlichen Werken (R. Piper & Co., Verlag, München 1933) habe ich zum ersten Male den gesamten Briefwechsel Arthur Schopenhauers aus den letzten zehn Jahren seines Lebens veröffentlicht. In diesem Bande sind alle erreichbaren Briefe von Schopenhauer vereinigt. Bei den ungleich zahlreicheren Briefen an Schopenhauer mußte dagegen eine Auswahl getroffen werden. Maßgebend war der Gesichtspunkt des Briefwechsels; so daß — von einigen Ausnahmen abgesehen — alle jene Schriftstücke ausgeschaltet wurden, bei denen Schopenhauers Gegenäußerungen fehlen, sei es, daß er überhaupt keine Antwort gegeben hat, sei es, daß sie verlorengegangen oder bis heute noch nicht aufgefunden ist. Manche dieser Briefe können gleichwohl eine gewisse Bedeutung für Lebens- und Werkgeschichte beanspruchen. Sie kommen mit Dank und mit Einwand, mit der Bitte um Ratschläge und mit Fragen und Skrupeln, sie hinterlassen ihre Spuren in den Briefen und Gesprächen Schopenhauers, und so gehören sie mit in das Gesamtbild der sich ausbreitenden Wirkung seiner Lehre auf die Zeitgenossen. Die wichtigsten dieser Briefe werden im folgenden buchstabengetreu wiedergegeben. (Die Originale sind im Besitz des Schopenhauer-Archivs Frankfurt a. M.)

1. „Es ist doch viel von so einem Frauenzimmerchen.“

Am 13. August 1855 richtete die Schriftstellerin Jeanne Marie von Gayette, später Gattin des Begründers einer Erziehungsanstalt für schwachsinnige Kinder bei Wien, Dr. Georgens, das folgende Huldigungsschreiben an Schopenhauer:

Hochgeehrtester Herr!

Die Veranlassung zu diesen Zeilen, die dem Empfänger meines Briefes vielleicht etwas gewagt erscheinen, erklärt das so natürliche Gefühl der Dankbarkeit, welches den Beschenkten zu dem Geber führt. Der Weise in *Frankfurt a. M.* ist für mich, eine ihm gewiß ganz unbekanntes Schriftstellerin, ein solcher Geber u. ich denke es kann ihn nicht beleidigen, wenn eine Frau, ohne besondere

Studien in der Philosophie gemacht zu haben, doch von dem, in seinen Werken enthaltenem Schönen so begeistert ist, daß sie sich gedrungen fühlt ihm dieses auszusprechen.

Ich las vor ungefähr einem Jahr in den Grenzboten einen Aufsatz von H. Fichte über die „Schopenhauersche Philosophie“¹ u. derselbe hatte so viel Anregendes für mich, daß ich seit jener Stunde mich bemühte, das Werk zu erlangen. Ich reiste damals nach *Berlin*, wo ich mich den Winter über aufhielt, u. forschte in den großen Königl u. Universitätsbibliotheken nach, bekam aber stets den Bescheid daß das Werk ausgegeben sei. Kurz vor meiner Rückreise hierher zu meinen Eltern, als ich desselben wieder gegen einen jungen Offizier erwähnte, von welchem mir bekannt war, daß er sich ernsten Studien widme, erfuhr ich zu meiner Freude, daß er es selber besitze u es mir für den Sommer überlassen wolle. Noch sprach ich mit Profefor *Werder* darüber in *Berlin*, welchen ich fragte, ob es nicht Vermeßenheit sei, mich an die Lecktüre eines philosophischen Werkes zu machen, u. ob er glaube daß ich es verstehn könne. Er rieth mir dasselbe aufmerksam zu lesen, u ich ging nun muthig an das Werk, dem ich, ohne mir eine Erklärung von meinem unbeschreiblichen Verlangen danach geben zu können, so eifrig nachgeforscht hatte. Es kann mir nicht einfallen, mich mit Ihnen hochgeehrtester Herr, in Disputationen über das mir Zugängliche in dem Werke einzulassen. Ich studire das Werk hier gemeinschaftlich mit einem Manne, der Ihnen aus zwei Momenten seiner litterarischen Wirksamkeit vielleicht bekannt sein wird: aus seinem Buche über Goethe u seiner gegen Hegel gerichteten Polemik. Beide Bücher haben zu ihrer Zeit gewirkt; Goethe selbst spricht sich überrascht durch das Verständniß aus welches er zuerst bei dem jungen

¹ Anonyme Rezension der Frauenstädtchen „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie“, Grenzboten 1854, Nr. 9; vgl. Schopenhauers Äußerungen über diese Rezension in den Briefen an Frauenstädt vom 4. März 1854 (D XV, 287 f.), an Becker vom 8. März 1854 (D XV, 289), an von Doß vom 11. März 1854 (D XV, 291), an Frauenstädt vom 26. März 1854 (D XV, 295) und vom 9. April 1854 (D XV, 300).

Manne (*Schubarth*) gefunden. Profeßor Schubarth² lebt ebenfalls seit länger als zwanzig Jahren, ein Fremdling in seinem Vaterlande, nur seinen geschichtlichen u litterarischen Studien. Zu ihm ging ich zunächst mit Ihrem Werk. Er war bereits vielfach darauf aufmerksam gemacht durch Pomptow³, Frauenstädt u A u vertiefte sich sogleich in die Lecktüre desselben. Ich wollte ihn veranlassen etwas darüber zu schreiben, um ein neues Organ für deßen Verbreitung zu gewinnen, er fühlt sich aber gegenwärtig körperlich zu schwach, um sich der Arbeit zu unterziehen. Ich schrieb nun beiliegendes Gedicht, u frage Sie geehrtester Herr, ob Sie daßelbe paßend zum Abdruck finden, u ob ich mir erlauben darf, es einem der Journale, bei welchen ich thätig bin zu übergeben; entweder den *Gutzkowschen* Unterhaltungen, der *Kühneschen Europa* oder der *Colnischen* oder *Berliner* Zeitung. Ich gehöre zu den Menschen, welche die Wahrheit nicht allein vertragen können, die sie über alles hochschätzen, u die Kritik, wie sie, seit meiner zehnjährigen schriftstellerischen Thätigkeit mit mir verfahren, ist mir da stets, wo sie, wenngleich mit Schärfe, doch mit Nachdenken u Gerechtigkeit verfuhr, von großem Werth gewesen. So unterwerfe ich mich auch Ihrem Ausspruch u werde ihn mit Dank aufnehmen, sollte er auch *sans grâce* ausfallen. Ich laße mich gern von mächtigen Impulsen leiten, weil ich mir, nach längerer Beobachtung meiner selbst, trauen gelernt, u habe mich von der Einrede fremden Urtheils unabhängig gemacht, wo es sich um die Möglichkeit eines großen Gewinnes im Gegensatz zu einer großen Täuschung handelte.

Ich habe, was meinen Zug zum Schriftstellern betrifft, diesen von Kind auf gehabt. Ich schrieb Komödien

² Karl Ernst Schubarth (1796—1861), Philologe und Ästhetiker in Berlin, zuletzt Gymnasialprofessor in Hirschberg.

³ Dr. Pomtow, Verfasser der Abhandlung „Über die Immanenz des Willens in den Dingen und in der Seele. Ein Versuch, die Frage: Wie ist das Erkennen möglich? nach Arthur Schopenhauers Principien zu lösen.“ (Programm des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin vom 29. September 1854.)

für meine Puppen, meine Schularbeiten mußten meiner Novellistik weichen, u so fort. In letzterer Zeit habe ich mich mehr dem kritischen Fache zugewendet, weil mir für die Romantik das Interesse erlosch. Es ist somit auch in meinem Schriftstellerleben immer ein u derselbe Wille gewesen der sich nur verwandelt, geläutert, u ich hoffe, indem ich Ihrer Anweisung folge, da Sie sehr richtig sagen, es sei für die *médiocren* Poeten viel beßer in ihren Mußestunden etwas Gutes zu lesen als etwas Schlechtes zu schreiben, ich mich selber noch zu etwas Gutem emporarbeiten werde.

Verzeihen Sie das Vertrauen hochgeehrter Herr womit ich Sie belästigt. Ihr reicher Geist giebt Ihnen die richtigen Aufschlüsse über mein Thun u somit Seyn. Gewähren Sie mir eine freundliche Antwort u genehmigen Sie die Versicherung meiner außerordentlichen Hochachtung.

Jeanne Marie v Gayette

Hirschberg in Schlesien, 13 August 55

[Anlage:] *An Arthur Schopenhauer.*

Der Fremdling im Vaterlande.

Viel schlimmer als verbannt in fremdem Lande
Zu irren ohne Heimath, ohne Freund,
Noch schlimmer als in Haft u Kerkerbande
Gefesselt sein, von theuerm Aug' beweint,
Ists in dem Vaterland verkannt zu leben,
Und seine Kräfte nur dem Undank geben.

Viel süßer ist, des Neides Stachel fühlen,
Den Hohn empfinden, den der Feind ergießt,
Am Zorn des Schmähers seinen eignen kühlen,
Als daß die Zeit dir ungekränkt verfließt;
Weil Niemand achtete des Ungewohnten,
Weil Eigensucht u Trägheit oben thronen.

An deutschem Strom steht eines Weisen Hütte,
Der tiefes Wort mit ernstem Munde spricht,
Doch unbemerkt blieb er in Deutschlands Mitte,
Und was er lehrte, kümmert dieses nicht;
Es lebt bequem mit seinen Eintagsdichtern,
Der Philosoph gehört den Weltenrichtern.

Doch trifft er schwerer noch als jeden Andern
Der Geisterbann, den Weisen, der für Dich
Des Lebens Wahrheitswege sucht zu wandern,
In dessen Wirken keine That für sich;
Der für ein Volk, für kommende Geschlechter,
In der Arena kämpft gleich Hellas Fechter.

Gleich ihm von tausend Wunden überdeckt,
Dahinstirbt im Bewußtsein seiner Kraft,
Daß Heldensinn nicht vor Gefahren schreckt,
Daß Nachruhm neue Kämpfer, Sieger schafft.
Ja süßer ists an Feindeswunden sterben,
Als ruhmewerth, doch ungekannt verderben.

Ihm ahnet wohl, daß andre Zeiten tagen,
Und daß auch seinen Ruhm ihr Licht bestrahlt,
Daß er ein Heros sie wird überragen,
Und daß die Schuld ein neu Jahrhundert zahlt.
Mög' dies Geschlecht nicht für den Undank büßen!
Mit diesem Wort laßt mich den Weisen grüßen.

Diese merkwürdige Huldigung sollte in der nächsten Zeit eine große Rolle im Briefwechsel Schopenhauers spielen. Am 7. September 1855 sandte er Brief und Gedicht an Frauenstädt, dem er fortlaufend die für die Ausbreitung und Auswertung seiner Lehre bezeichnenden brieflichen Zeugnisse mitzuteilen pflegte: „Der Brief des Fräuleins und ihr Gedicht ist gar artig: Das Gedicht ist wirklich gut. Es ist doch viel von so einem «Frauzimmerchen».“ (D XV, 414 f.)

Als das Gedicht von Frauenstädt zurückgekommen war, sandte Schopenhauer es am 20. Januar 1856 an seinen Freund Becker weiter: „Ich lege Ihnen das *billet doux* eines Fräulein bei, bitte es jedoch jedenfalls binnen 8 Tagen zurückzusenden: es ist noch nicht gedruckt erschienen.“ (D XV, 443.)

Von Becker kam es am 1. Februar 1856 zurück: „Ich bemerke soeben, daß die Frist abgelaufen ist, binnen welcher Sie das «*billet-doux*» der Fräul. *Jeanne Marie v G.* zurückverlangten und beeile mich daher Ihnen solches hierbei zu übersenden, sowie die (jedenfalls wohlgemeinte) poetische Ergießung dieser Ihrer Verehrerin.“ (D XV, 446.)

Eine Veröffentlichung war immer noch nicht erfolgt. Deshalb fragt Schopenhauer am 11. Februar 1856 bei seinem Berliner Apostel E. O. Lindner an, ob eine Möglichkeit bestehe, das Gedicht in einem von Lindner etwas geheimnisvoll angekündigten *opus* (dem Roman „Sturm und Kompaß“ von Lindners Frau) unterzubringen: „Ist mir eingefallen, ob nicht vielleicht das Gedicht der Gayette eine Stelle darin finden könnte, da ich dasselbe sehr ungern der Öffentlichkeit entzogen sehe, weil die

tragische Auffassung meines Schicksals darin mir baß gefällt u. es wirklich ein sehr gutes Gedicht ist. Sie schrieb mir am 13. August, sie wolle es in die häußlichen Herdblätter, oder die Europa, oder die Kölnische, oder die Berliner (welche?) Zeitung bringen. Frauenstädt vermuthet, daß man es nirgends hat aufnehmen wollen. Freilich, meine Neider und Feinde sitzen überall. Sollten Sie sich bewogen finden, ihr ein Anerbieten deshalb zu machen; so ist ihre Adreße *Jeanne Marie v. Gayetta* in *Hirschberg*. Jedoch ist das keine Zumuthung, die ich Ihnen mache; sondern ganz nach Ihrem Belieben.“ (D XV, 450 f.)

Auch seinem Münchner Freunde Adam von Doß rühmte Schopenhauer das Gedicht. von Doß hatte ihm selbst zum 68. Geburtstage mit einem Gedicht gehuldigt; Schopenhauer dankte am 27. Februar 1856: „Gedicht an mich schickte eines mir im August aus Schlesien, Fräulein *Jeanne Marie v. Gayette*, ein ebenfalls sehr gutes, welches, mit weiblicher Theilnahme, mein Schicksal tragisch besingt: sie wollte es in irgend ein *Journal* (Europa, häußl Heerd, Köllner, od: Berl Zeitungen) setzen; ist aber noch nicht erschienen: *Frauenstädt* meint, man verweigere wohl die Aufnahme.“ (D XV, 469.)

Einige Monate darauf suchte Jeanne Marie von Gayette Schopenhauer in Frankfurt auf. „Die Fräulein v. Gayette“, heißt es im nächsten Brief an Frauenstädt, „ist bei mir gewesen, aber nur auf eine Viertelstunde, durch die Umstände gedrängt. Sie reist mit einem *Dr. Georgens*, mit welchem sie ein pädagogisches Journal «Der Arbeiter auf dem Erziehungsfelde» herausgibt, davon sie mir ein Pack gelassen: in Einem Stück werde ich angeführt: aber da läßt sie mich das Gegentheil von dem, was ich gesagt habe, sagen.“ (D XV, 485.)

Mit dieser Erwähnung verschwindet Frl. v. Gayette aus Schopenhauers Briefwechsel. Das Gedicht ist schließlich im „Stuttgarter Morgenblatt“ erschienen. Nach dem Tode Schopenhauers erschien es nochmals, zusammen mit einer Schilderung des Besuches bei Schopenhauer in Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ (Neue Folge, 5. Bd. 1860. 924 ff.)⁴.

2. Zwei Briefe eines Kreisrichters.

Am 17. August 1855 schreibt Schopenhauer an Frauenstädt: „Gestern besuchte mich ein Kreisrichter Voigtel aus Magdeburg, durch Dorguth⁵

⁴ Vgl. H. H. Houben: „Der Fall Gutzkow/Schopenhauer“, Aprilheft 1930 der „Süddeutschen Monatshefte“, 479 f.; ferner Arthur Hübscher: „Arthur Schopenhauers Gespräche“, XX. Jahrbuch 1933, 265 f.

⁵ Friedrich Ludwig Andreas Dorguth (1776—1854), Geheimer Justizrat und Oberlandesgerichtsrat in Magdeburg, der erste Anhänger Schopenhauers, der öffentlich seine Stimme für diesen erhoben hat, daher der „Urevangelist“ genannt; vgl. Rudolf Borch: Schopenhauer und Dorguth (II. Jahrb. 1913, 3 ff.); Robert Gruber: Schopenhauers Briefwechsel

proselytirt, erst 28 Jahr alt, voll Eifer für den Herrn und sein Evangelium.“ (D XV, 405.) Im folgenden Brief vom 7. September 1855 findet sich nochmals eine Erwähnung Voigtels: „Viele Besuche habe erhalten, Kreisrichter Voigtel aus Magdeburg, erst 28 Jahr alt, Proselyt Dorguths.“ (D XV, 415.)

Ein halbes Jahr später bringt sich Voigtel brieflich bei Schopenhauer in Erinnerung:

Burg 16 Januar 1856.

Geehrtester Herr *Doctor!*

Am 16 August 1855, als mich meine Reise durch *Frankfurt* führte, habe ich Ihnen drei schöne Morgenstunden gestohlen, und ich bin eben im Begriff, diesen Diebstahl an der Zeit zu wiederholen, die Sie vielleicht auf die Durchlesung dieser Zeilen verwenden.

Könnte ich Ihnen den großen Einfluß schildern, den Ihre Person und Ihre damals zu mir geredeten Worte auf mich geäußert haben; Sie würden mit mir Nachsicht haben. Kann ich Ihnen doch mittheilen, daß das Studium Ihrer Philosophie neben meiner unbedeutenden Person jetzt noch sehr viele Kreise in unserem Norddeutschland lebhaft beschäftigt. So war ich jüngst bei einem Buchhändler in *Berlin*, um Ihre *Parerga* und *Paralipomena* zu kaufen. Auf meine Frage, ob Ihre Werke viel gekauft würden, antwortete er mir:

Es sei höchst merkwürdig! Früher habe Niemand nach Ihren Werken verlangt! Seit etwa $\frac{1}{2}$ Jahre aber mache er in diesen Werken einen großen Absatz.

Beiläufig nannte der handwerksmäßige Buchhändler trotz meiner wiederholten Verbesserung den Titel des Werks beharrlich *Pereira* statt *Parerga*, vermuthlich weil *Mr. Pereira*, der bekannte Banquier und Chef des *credit mobilier* zu *Paris* ihm viel näher lag. Ist Ihnen denn das Buch:

Zur Geschichte der neueren Philosophie. *G. Weigelt.*

Hamburg 1855

mit Dorguth (III. Jahrb. 1914, 116 ff.). Den vollständigen Briefwechsel, soweit er noch erhalten ist, konnte ich im XV. Bande der Deussenschen Ausgabe veröffentlichen.

schon in die Hände gekommen? Es enthält eine ausführliche Abhandlung über Ihre Philosophie; und ist es dabei sehr unterhaltend, zu sehen, wie der Verfasser sich einerseits innerlich getrieben fühlt, Ihre Philosophie als die einzig Richtige ob[e]n zu stellen — und wie er sich doch gewissermaßen scheut, dieses Anerkenntniß, den herrschenden Systemen gegenüber, unumwunden auszusprechen⁶.

Nun! die Professoren haben ja lange genug *ignorantia* und *ignoratio* der Ausbreitung Ihrer Ideen entgegengestemmt! Desto rascher circuliren sie nun bei den Nicht-Professoren. Klingt mir doch aus allen Ihren Schriften jenes alte deutsche Wort entgegen:

Jung und Alt zu Fromm und Nutz,
Und den Professoren zum Trutz!

das *Carl Vogt* aus *Gießen* auch einer seiner Schriften vorgesetzt hat. Der Philosoph und der Naturforscher, sie arbeiten sich jetzt gegenseitig in die Hände, und Ihre alte Zwietracht ist geschwunden mit dem Dualismus von Leib und Seele, der sie entzweite⁷.

Die Anerkennung aber, die Sie in Ihren Schriften erst von der *Nachwelt* hoffen, die ist Ihnen ja schon jetzt gesichert durch die schnell wachsende Zahl solcher Anhänger und Schüler, die nicht Broderwerb, Anstellung oder Ehrgeiz, sondern das Streben nach Wahrheit Ihnen zuführt. Wie mancher wird beim Studium Ihrer Philosophie noch ausrufen:

Ἄχλυν δ' αὖ τοι ἀπ' ὀφθαλμῶν ἔλον, ἢ πρὶν ἐπῆεν!⁸

⁶ Georg Christian Weigelt (1816—1885), 1847—1853 Prediger der Deutschkatholischen Gemeinde in Hamburg. Sein Hauptwerk, „Zur Geschichte der neueren Philosophie“ (Hamburg 1854, 2. Aufl. Hamburg 1864), erscheint im Briefwechsel Sch.s zuerst in einem Brief an Frauenstädt vom 4. März 1854 (D XV, Nr. 496); eingehende Erörterungen darüber enthält der Briefwechsel mit Becker und Frauenstädt (vor allem der Brief Beckers vom 14. Mai 1854, D XV, Nr. 510).

⁷ Mit diesem Hinweis auf Carl Vogt dürfte Voigtel Sch.s Beifall nicht errungen haben. Der Verfasser von „Köhlerglaube und Wissenschaft“ war für Sch. „ein rother Demokrat“ (Sch. an Frauenstädt, 14. März 1855, D XV, 380), der „krassen Materialismus feil hat“ (Sch. an Frauenstädt, 2. Mai 1855, D XV, 385).

⁸ „Auch den Nebel nahm ich hinweg, der dir lag auf den Augen“, Ilias V, 127 (von Schopenhauer zitiert: Satz vom Grunde, D III, 45).

Bei uns sind es vor Allen die jungen Juristen, die sich viel mit Ihnen beschäftigen, obgleich grade uns die Berufsbeschäftigung recht wenig Zeit dazu übrig läßt.

Freilich, der große Troß begnügt sich auch hier, wie überall, mit dem zugemessenen Tagewerk, das er abhaspelt, ohne lange darüber zu reflectiren. Indeß die Art und Weise der richterlichen Thätigkeit regt doch Manchen zur Philosophie an, der als Kaufmann, Arzt *etc.* wohl nie dazu gekommen wäre. Ich finde das besonders in Folgendem:

1.) Wir hören immer beide Theile über einen Gegenstand, die Gründe und Gegengründe werden uns schroff vor die Augen geführt — während im gewöhnlichen Leben man selten oder nie den anderen Theil hört, und sonach entweder gar nicht oder einseitig urtheilt.

2.) Wir müssen den Rechtsverhältnissen und That-sachen, die uns vorliegen, immer auf den letzten Grund gehen; denn unsere Urtheile machen wir nicht für uns allein, oder zur Unterhaltung einer lustigen Gesellschaft; sondern wir müssen sie vor den Parteien, vor der Öffentlichkeit rechtfertigen, und es hängen davon, je nachdem, alle irdischen sogen. Güter ab.

3.) Wenn wir nun durch das eben Gesagte zum objectiven Anschauen, logischen Denken, und vorurtheilsfreien Urtheilen gewissermaßen gezwungen werden; so sehen wir andererseits täglich die Menschen in der grössten Leidenschaft (bei Geldfragen hört ja die Gemüthlichkeit auf) und in der tiefsten Versunkenheit vor uns, während wir selbst uns in jener Ruhe befinden, die zur richtigen Beobachtung erforderlich ist. Endlich erhalten wir über das, was wir nicht selbst gesehen, durch die eidlich zu erhärtenden Aussagen, die sicherste Auskunft.

Wer also will, findet hier ein reiches Feld zu sammeln und zu denken, und er begreift es bald, daß

Tout comprendre, c'est tout pardonner!

oder, was dasselbe sagt, jene zu den Pharisäern gesprochenen Worte:

Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!

Können Sie von meinen Wahrnehmungen aus meiner Berufsthätigkeit irgend welchen Gebrauch machen, so würde ich mir eine Ehre daraus machen, Ihnen von Zeit zu Zeit etwas mitzutheilen. Daß Sie nur wahre und vorurtheilsfrei angeschaute Thatsachen erhalten, davon können Sie sich nach dem Obigen überzeugt halten.

Gestern früh hatte ich einen 18jährigen Selbstmörder zu vernehmen, der einige Minuten, nachdem er sich aufgeknapft, wieder abgeschnitten, und nach 3 Stunden in's Leben zurückgeführt war. Ich erinnerte mich dabei einer Erzählung in Ihren Werken, wo ein aus dem Wasser gezogener Mensch seine traumhaften Erlebnisse in der Bewußtlosigkeit gar eigenthümlich beschreibt⁹. Und so hoffte ich denn auch hier, wo nicht „die neuesten Nachrichten über den lieben Gott“, so doch Einiges von dem Übergang in das selige Nichts zu hören. Aber meine Erwartung betrog mich. Der Strick scheint das Bewußtsein rascher zu nehmen, als das Wasser. Der junge Mensch hatte nur den Schmerz des Zusammenschnürens (Wie lange? wuffte er nicht mehr) gefühlt, und dann war die Bewußtlosigkeit in Gestalt einer langsam über die Augen herabsinkenden schwarzen Decke eingetreten.

Ich erinnere mich hier eines meiner Schulgefährten, des Sohnes eines *professor medicinae Elsner* in *Königsberg*. Ein ruhiger, klarer Kopf, der sich auf der Schule schon viel mit Philosophie beschäftigte, und sich dort schon einsam und zurückgezogen hielt. Er studirte in *Heidelberg* und nahm dann privatisirend seinen Wohnsitz in *Frankfurt a. M.* Dort soll er sich in den Jahren 1848 oder 1849 erschossen haben, und zwar bei vollkommener Geistes- und Gemüthsruhe, blos durch die abstracte Überzeugung geleitet, dass diess Leben zu schaal und zwecklos sei, um es länger dem Nichtsein vorzuziehen. Haben Sie vielleicht damals von ihm gehört? und könnten Sie mir über sein Ende etwas Näheres mittheilen?

⁹ Hier fügt Schopenhauer im Text ein großes Fragezeichen bei.

Ich erlaube mir hier eine zweite Frage, die mich zunächst zu diesen Zeilen veranlaßte. Sie erzählten mir bei meinem Besuche, daß zwei Officiere aus *Magdeburg* Sie schon früher besucht hätten. Ich wünschte diese Herren kennen zu lernen, habe aber hier vergeblich nach ihnen geforscht, und möchte Sie um deren Namen bitten.

Ich erwähnte auch damals eines in *Alexandrien* aufgefundenen Manuscripts über das Leben *Jesu*, das ich in deutscher Übersetzung gelesen hatte. Sie äußerten schon damals Zweifel an der Echtheit, und ich theile Ihnen nachstehend die Schriftchen mit, die darüber handeln:

- 1.) Wichtige historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart *Jesu*. Nach einem alten zu *Alexandrien* aufgefundenen Manuscript.
- 2.) Historische Enthüllgn. über die Ereignisse bei der Geburt *Jesu*. Nachtrag zu dem Obigen.
- 3.) Jesus der Essäer oder die Religion der Zukunft. *Leipzig. Rollmann. 1849. 1850.*

Ich erbitte schliesslich nochmals Verzeihung für die Freiheit, die ich mir genommen.

Wofern Sie mir die Ehre und Freude einer Antwort schenken wollen, lasse ich hierunter meine vollständige Adresse folgen.

Max Voigtel

Kreisrichter in *Burg* bei *Magdeburg*.

Schopenhauer schickte diesen Brief zusammen mit dem eines andern Kreisrichters am 31. Januar 1856 zur Kenntnisnahme an Frauenstädt: „Voigtel schreibt, ich hätte das Bewußtseyn eines Ertrinkenden geschildert: — daß ich nicht wüßte: er muß das wo anders gelesen haben; — das Bedürfniß eines ausführlichen Registers zu meinen Werken wird gewiß überall fühlbar.“ (D XV, 445.) Voigtel selbst erhielt von Schopenhauer keine Antwort. Nach mehr als Jahresfrist hat er noch einmal an Schopenhauer geschrieben:

Burg bei *Magdeburg* 10 Februar 1857.

Sie hatten mich, geehrtester Herr *Dr.*, im Herbst 1855 so freundlich aufgenommen, daß ich Sie bald darauf mit einem Briefe zu belästigen mir erlaubt habe. Ich bin

zwar ohne Antwort geblieben, indeß können solche Hindernisse mich nicht auf lange zurückschrecken!

Ich lese heute in den öffentlichen Blättern, daß Sie sich infolge eines Falles nicht unerheblich verletzt haben¹⁰, jedoch wieder auf dem Wege der Besserung befinden — und da treibt es mich denn, Ihnen aus der Ferne meine herzliche Theilnahme zu versichern, Ihnen einen schnellen Fortschritt der Genesung von Herzen zu wünschen.

Es kann Ihnen zwar wenig Nutzen und Heil bringen, ob, hundert Meilen weit, Ihrer Jemand mit Theilnahme gedenkt; indeß darum kann es mir ja hier nicht zu thun sein. Nehmen Sie meine Worte, als was sie sind! Ich thue eben, was ich nicht lassen kann.

Sind doch Ihre vielfach angegriffenen Grundsätze vom Mitleid, und vom Leiden dieser Welt grade diejenigen, welche ich am vollständigsten verstanden zu haben glaube, die mir gleichsam aus der Seele gesprochen zu sein scheinen. Wenn nicht alle Ihre Leser sich in gleicher Lage befinden, so liegt das wohl darin, daß der bekannte Ausspruch (*Math.* 19. 11.)

Dies Wort fasset nicht Jedermann, sondern denen es gegeben ist.

recht eigentlich auf diese Ihre Lehren Anwendung finden dürfte.

Doch will ich Sie nicht weiter mit der Entwicklung meiner Gedanken belästigen.

Wie gern möchte ich wieder einmal in das geistreiche, freundliche Antlitz des Mannes schauen, dem ich so viel verdanke! Für jetzt muss das wohlgelungene Bild über meinem Tische mir helfen, die hohe gewölbte Stirn, die großen geistigen Augen, und die von Herzensgüte sprechen-

¹⁰ Das „Frankfurter Museum“, III. Jahrg., Nr. 5 (31. Januar 1857) berichtet: „Der hier lebende Philosoph Schopenhauer hat sich durch einen Fall nicht unbedeutend an der Stirn verletzt; doch wird er (wie wir auf Anfragen bemerken) sicherlich in kurzer Frist hergestellt sein.“ Diese Notiz wurde von anderen Blättern übernommen. Vgl. auch den Brief Bunsens an Schopenhauer vom 26. März 1857 (D XV, 560), ferner Gespräche mit Becker und Hornstein (XX. Jahrb. 1933, 69 und 209) und Gwinner, Schopenhauers Leben, 3. Aufl., Leipzig 1910, 390.

den Züge in meinem Gedächtniß immer wieder aufzufrischen.

Ich wünsche Ihnen nochmals von Herzen eine gute Besserung, und schnelle Rückkehr Ihrer Kräfte — und kann schliesslich nicht die Versicherung unterdrücken, daß einige Worte von Ihnen hierüber mir die größte Freude und Beruhigung bereiten würden.

Voigtel

3. Mißhelligkeiten im Bürgerverein.

Der nachfolgende Brief des „d. z. ersten Vorstehers des Bürgervereins“ zu Frankfurt a. M. ist die Antwort auf eine Beschwerde Schopenhauers gegen den Sekretär des Vereins. Der Briefschreiber, der Handelsmann Georg Heinrich Reuhl (Frankfurter Einwohnerverzeichnis: Schöne Aussicht 14), wird in einer Liste über die wirklichen Mitglieder des Vereins vom Jahre 1848 als Mitglied gezählt. Die Festschrift „Zur Erinnerung an die 50jährige Gedenkfeier des Bürgervereins zu Frankfurt a. M. vom 10. Mai 1898“ führt ihn für die in Frage kommenden Jahre nicht als 1. Vorsteher auf, er wird also das Amt nur vertretungsweise ausgeübt haben.

Ew Wohlgeboren

geehrtes Schreiben vom Heutigen habe ich erhalten, und aus demselben mit lebhaftestem Bedauern den geschilderten Vorgang mit dem *Secretär* des Bürgervereins, entnommen. Ich werde mit aller Energie dahin zu wirken suchen, damit ähnliche Scenen sich nicht wiederholen, so wie ich noch heute den Auftrag geben werde, daß eine Flasche mit Waßer fortan wie früher in dem hinteren Sprechzimmer sich vorfinde.

Durch die neuen Herrichtungen der Gesellschaftszimmer im oberen Stock ist überhaupt der Verwaltungsrath in der Lage, die Nachsicht und Geduld sämtlicher besuchenden Mitglieder des Vereins in Anspruch nehmen zu müssen, bis zu dem nahen Zeitpunkt, wo alles wieder im alten Geleise seyn wird.

Mit vollkommenster Hochachtung

Ew Wohlgeboren

ergebener Diener

Georg Reuhl

Frft, 23 Septemb 1856

d. z. 1^r Vorsteher des Bürgervereins.

4. Der Stellmacher Jürgens erbittet bibliographische Notizen.

In seinem Aufsatz „Schopenhauers Hamelner Verehrer“ (Deister- und Weserzeitung, 19. August 1936, Nr. 193) ist Hans Henning dem Lebenswege eines einfachen Mannes nachgegangen, der, neben manchem andern, noch zu Lebzeiten Schopenhauers beispielhaft dafür stand, daß seine Philosophie „über die Grenzen der Schule weit hinaus ins Volk dringen werde“ (G. Weigelt).

Der Stellmacher Heinrich Jürgens war am 2. Dezember 1823 als Sohn eines Tagelöhners in Hameln geboren. Er kam als Geselle weit in der Welt herum und arbeitete noch im Revolutionsjahr 1848, ohne von Schopenhauer zu wissen, bei dem Wagner J. Ph. Enders in Frankfurt a. M. Bald darauf machte er sich in Hameln selbständig, verheiratete sich am 4. November 1849 und brachte nach Verlust eines Beines noch einige Jahre eines „ungeachteten und stillen“ Lebens als Schreiber hin. Am 5. April 1860 ist er der Schwindsucht erlegen, nachdem ihm noch drei Tage vorher ein Töchterchen als viertes Kind geboren worden war.

Die literarischen und philosophischen Studien, zu denen ihm sein Beruf Zeit ließ, führten ihn zufällig an das Werk Schopenhauers, dem er am 12. Oktober 1856 darüber schreibt:

Hochwohlgeborner Hochzuverehrender Herr!

Wenn ich es wage, Ew. Hochwohlgeboren durch die nachfolgenden Zeilen beschwerlich zu werden, so bitte ich solches Hochgeneigttest zu entschuldigen, da mir ein anderer Weg, zum Ziele zu gelangen, nicht bekannt ist.

Nachdem ich seit langer Zeit Kant, Schakspare, Byron, Schiller und einige alte Classiker, deren Schriften ich zum Theil besitze, so viel meine Verhältnisse es gestatteten, studirt, ward ich vor einigen Jahren durch eine Schrift „Buch der Weltweisheit, Leipzig 1851“¹¹ auf Ihre

¹¹ Dieses Buch erscheint mehrfach in Briefen Sch.s an Frauenstädt: „Mir wird gemeldet, daß über mich geredet werde in 2 neuen Büchern: 1. Deutschlands Denker (Dessau). 2. Buch der Weltweisheit (Leipzig). —“ (26. September 1851, D XV, 70); „Am besten komme ich weg in dem «Buch der Weltweisheit», 2 Bände 1851, — als welches an seinem Schluß darlegt, es fange jetzt eine neue Periode der Philosophie an, die nicht, wie die bisherige seit Kant, vom ‚Bewußtseyn‘ (Intellekt), sondern vom Willen ausgehe, und der[en] Koryphäe und Urheber ich sei. Ganz gut. Wie angenehm, so im 64sten Jahre als neugeborenes Kind der Welt angezeigt zu werden!“ (10. Oktober 1851, D XV, 72.) Umgekehrt macht Adam von Doß in seinem Sendschreiben vom April 1852 (D XV, 112)

Schriften geleitet. Ich ahnte aus dem Wenigen, was dies Buch über Ihre Philosophie anführt, den Geist Ihrer Werke, raffte alle mir zu Gebote stehenden Geldmittel zusammen und kaufte:

- 1, Ueber die vierfache Wurzel u. s. w. 1847.
- 2, Ueber den Willen in der Natur 1836.
- 3, Ueber das Sehen und die Farben 1816.
- 4, Grundprobleme der Ethik nebst Grundlage der Moral 1840.
- 5, Welt als Wille und Vorstellung nebst Ergänzungen, 2. Auflage 1844.
- 6, Parerga und Paralipomena 1851.

Ob noch andere Schriften von Ihnen herausgegeben sind, weiß ich nicht.

In wieweit ich in den Geist Ihrer Werke eingedrungen und mit deren Resultate einverstanden bin, kann ich hier nicht wohl erörtern. Wenngleich nun Einwendungen und Tadel, wie sie Rosenkranz im 22. Heft der Gödeke'schen Wochenschrift in der „Characteristik Schopenhauers“¹² giebt, eine Beachtung nicht weiter verdienen, so hätte ich dennoch wohl einige Bedenklichkeiten vorzubringen, deren Aufklärung ich mir von Ihnen, nicht aber von Auslegern, wünschen möchte; indeß werde ich, wie bisher, so auch ferner mich begnügen müssen, im Stillen meinen Weg allein zu gehen.

Daß ich aber Ihre Philosophie in mich aufgenommen und den Faden Ihrer Forschungen verfolgt habe, bezeuge ich

Sch. auf das Werk aufmerksam: „Daß es übrigens . . . doch schon hie u. da zu dämmern anfängt u. selbst in Compendien aus der Schule geschwätzt wird, davon zeugt eine bei Avenarius in Leipzig im vorigen Jahr erschienene Compilation, «Buch der Weltweisheit» betitelt, — auch Frauenstädt weist in seiner Anzeige Ihrer Parerga in den Blättern für litterarische Unterhaltung darauf hin. —“

¹² Karl Rosenkranz hatte in der Deutschen Wochenschrift, herausgegeben von Karl Gödeke, Verlag von Rümpler, Hannover 1854, Heft 22, einen hämischen Aufsatz „Zur Charakteristik Schopenhauers“ veröffentlicht; vgl. vor allem die Briefe Schopenhauers an Frauenstädt vom 22. Juni 1854 (D XV, Nr. 518) und Beckers an Schopenhauer vom 14. August 1854 (D XV, Nr. 524).

gern auch dadurch, daß ich jetzt vor Allem (Seite 609 & 610. W. als W. u. V. 2.B. [D II, 700/701]) zu der negativen Erkenntniß, bis zu welcher allein die Philosophie leiten kann, die positive Ergänzung, und deshalb in der nächsten Zeit nichts zu lesen wünsche, als

- 1, Oupnekhat, Vedas, Upanischaden;
- 2, Guion, Autobiographie, les torrens;
- 3, Pascals Leben von Reuchlin, Geschichte von Port royal.

Diese Schriften habe ich, trotz vieler Mühe, sowenig durch die hiesige Buchhandlung, wie aus Hannover erhalten können. Dieserhalb nun geht meine ganz ergebenste Bitte dahin:

ob Ew. Hochwohlgeboren mich wohl in den Besitz dieser Werke, wenigstens der unter 1 und 2., verhelfen möchten, sei es geliehen oder käuflich, neu oder antiquarisch. Da ich jedoch fremde Sprachen nicht verstehe, so muß ich selbige in deutscher Uebersetzung erbitten.

Schliesslich erlaube ich mir, einige Worte über meine Person hinzuzufügen.

Ich heiße Heinrich *Jürgens*, bin in *Hamel*n 1823 geboren und daselbst seit 1849 als Stellmachermeister wohnhaft. Da ich indeß vor 2½ Jahr das linke Bein mir habe amputiren lassen, so betreibe ich mein Geschäft nicht, sondern arbeite als Schreiber. Als Geselle bin ich viel gereist, Paris, Wien, Warschau, Berlin, Achen u. a. Städte sind mir bekannt, auch in Frankfurt a. M. habe ich zur Zeit des deutschen Vorparlaments 1848 bei dem Stellmacher Enters^{12a} gearbeitet und bei dem Schauspieler Hartig^{12b} daselbst Redewebungen genommen.

Nun bin ich verheirathet und habe 3 liebe Kinder. Obgleich nicht arm, besitze ich doch wenig Vermögen und habe als Schreiber geringen Verdienst (schrieb doch auch Rousseau Noten ab, Spinoza schlifff Brillen und Kleanthes

^{12a} Johann Philipp Enders, Wagner, Frankfurt a. M., Dreifroschgasse 4 (Frankfurter Adreßbuch 1849).

^{12b} Johann Hartig, Lehrer im Redevortrag, Frankfurt a. M., Holzgraben 33 (Frankfurter Adreßbuch 1849).

ten, wenn ich noch einmal, da alle meine sonstigen Bemühungen vergeblich gewesen, Ihre Güte in Anspruch nehme. So wie ich in Poesie von Schiller durch Lenau, Jean Paul u. a. gelandet bin bei *Byron* und *Schaekspere*: so in der Philosophie von *Xenophon* und Plutarch durch Lessing und Kant zu Ihnen und versuchsweise bei der Mystik — für mich ein mühseliger Pfad, vor mir stets dunkel, und hinter mir einsam und öde. —

Hier ruhen kann mein Geist noch nicht; die mich getroffenen Leiden, sowie die Lage meines Daseins unter den mich umgebenden Verhältnissen, dringen weiter, tiefer, — aus der Quelle der Erkenntniß muß ich trinken! Da diese, wie Sie sagen, in den Vedas, Upanischaden *etc* entspringt, so werde ich nimmer rasten, bis ich diese aufgefunden.

Die Mystik, ausreichend für gläubige, nicht philosophische Köpfe und schwache, leidenschaftslose Herzen, genügt mir nicht: bleibt doch der edlen, einzigen *Guion* bei aller Tödtung des Ich und Mein „Ich verlasse mit Freuden meine alte Behausung“ und „Aller Eigennutz sei auf ewig von mir verbannt“ u. s. w. (Beschäftigung des Herzens mit Gott, 1. Theil, Seite 339) immer noch Eigenliebe: die Ehre, Macht und Herrlichkeit eines Gottes. — Desgleichen die „Deutsche Theologie“ Seite 17: „Es ist besser, Gott werde erkannt oder das Seine“ u. s. w. — — —

Trotz meiner fortwährenden Bemühungen ist es mir bis jetzt nicht möglich geworden, deutsche Uebersetzungen der Vedas, Upanischaden *etc.*, oder das von Ihnen mir empfohlene Werk „Die heiligen Schriften der Inder von *Poley* 1842“, zu erhalten. Erstere sollen überhaupt nicht, letzteres nicht deutsch vorhanden sein und wußte den Verleger nicht. Obgleich Sie nun in der 2. Auflage ihres „Willen in der Natur“ in der Anmerkung zur Sinologie Seite 119. verschiedene Titel buddhaistischer Schriften mittheilen, und auch *Passavant* in seinem Schriftchen „Das Gewissen“¹³ in der Anmerk: auf Seite 27. als einen der größten Kenner der

¹³ Johann Carl Passavant: „Das Gewissen“ (2. Auflage, Frankfurt a. M. 1857).

buddhaistischen Lehren den Julius *Mohl* bezeichnet¹⁴, so bin ich doch bei der Wahl hinsichtlich des Guten und für mich Passenden unentschlossen, zumal da sehr bedeutende Hilfsmittel mir nicht zu Gebote stehen, und ich mich deshalb auf Weniges, aber dieserhalb echtes und das Beste beschränken muß.

Diesemnach wage ich die ganz ergebenste Bitte:

mir gütigst mitzutheilen, ob das fragliche Werk von *Poley* deutsch vorhanden und wo zu bekommen ist; und etwaige andere Schriften, den Kern der Vedas u. s. w. in deutscher Uebersetzung unverfälscht enthaltend mir gefälligst bezeichnen zu wollen.

Auf einen Freund, als Uebersetzer, und einen andern, zur Besorgung gewünschter Bücher, werde ich, wie bisher, so auch in meinem ferneren Leben verzichten und in meiner Hütte mich auf's Entsagen legen müssen, oder mit *Byrons Manfred* sagen: „Der Löwe steht allein, ich auch!“

Empfangen Sie im Voraus von mir, — der ich nichts zur Entschuldigung anführen kann, als den mir angeborenen Trieb des Forschens mit der Eigenthümlichkeit meines Wesens, keinen Gegenstand, der einmal von mir mit Energie ergriffen, zu verlassen, bis er sein naktes Dasein vor mir entblättert hat —, die Versicherung meines ergebensten Dankes und der innigsten Verehrung für Sie.

Mit vollkommener Hochachtung unterzeichnet

Euer Hochwohlgeboren

Hameln,
den 15^{ten} November 1857.
Baustraße Nr. 149.

ganz ergebenster
Heinrich *Jürgens*

Wir wissen nicht, ob Schopenhauer auch diesmal die Wünsche seines Anhängers erfüllt hat. Wir möchten es annehmen. Jedenfalls hat er bis zuletzt mit Genugthuung des anspruchslosen Mannes gedacht. Noch 14 Tage vor seinem Tode, am 8. September 1860, erwähnt er Heinrich

¹⁴ Schopenhauer erwähnt Julius Mohl im „Willen in der Natur“, 2. Aufl., 90 (D III, 382) als Herausgeber des Y-king.

Jürgens im Gespräch mit dem Kasseler Bibliothekar Karl Altmüller: „Ich besitze gar wunderliche Verehrer, z. B. einen Stellmacher in Hameln an der Weser. Wissen Sie, was ein Stellmacher ist? Solche Leute machen mir Freude; denen ist's um die Sache zu thun, den Schmierern aber, denen ich ihre Machwerke an den Mann bringen soll, nur um ihre eigene Person.“¹⁵

5. Ein Göttinger Student trägt seine Skrupel vor.

Göttingen am 25. Januar 1857.

Geehrter Herr!

Als mir durch Zufall vor längerer Zeit Ihr Werk „Die Welt als W. u. V.“ in die Hände kam, und ich aus Neugierde darin zu blättern begann, reizten mich einige mir auffallende geniale Paradoxa, Ihr ganzes System kennen zu lernen, und so warf ich mich denn mit wahrer Vehemenz auf das Studium der organischen Gesamtheit Ihrer Werke.

Mein Durst nach Wahrheit, welcher einerseits von einem Heer vorgefaßter Meinungen belagert, andernteils von voraussichtlicher Resultatlosigkeit entmuthigt war, war eben in Begriff in behaglichen Eudämonismus umzuschlagen, als die Strahlen Ihrer Philosophie in meinen Geist fielen. — Das, was seit lange in dämmernder Ahnung in meiner Brust schlummerte, ohne daß ich es mir entweder durch peripatetisches Alleingrübeln oder durch Vermittelung academischer Anleitung klar objectiviren konnte, — dieses trat mir in Ihren Worten lichtvoll entgegen. Meine innere Freude stieg, je mehr und mehr sich die Isis vor meinen Blicken entschleierte. So sehr auch mein Ich durch das Endresultat Ihrer Lehre von einem gewissen *horror* erfüllt wurde, so mußte ich es doch nicht allein als die eiserne Consequenz, die *conclusio inevitabilis* der als wahr befundenen Prämissen anerkennen, sondern ich erkannte bald auch darin den klaren Ausdruck dessen, was der innere Dämon mich schon längst dunkel hatte ahnen lassen. — Nichtsdestoweniger sind mir gerade in Betreff dieser letzten Con-

¹⁵ Vgl. Arthur Hübscher: „Arthur Schopenhauers Gespräche“, XX. Jahrb. 1933, 377.

sequenz einige Zweifel angewandelt, welche ich nicht zum Schweigen bringen kann, und sie deshalb Ihnen, geehrter Herr, mitzutheilen wage, mit der Bitte, in einem Augenblick, wo Sie nichts Besseres zu thun haben, mich darüber aufzuklären, wenn auch nur dadurch, daß Sie mich auf gewisse Stellen in Ihren Werken verweisen, wo ich eine etwaige Aufklärung über diesen Gegenstand übersehen haben kann.

I

Wenn der Intellect dem Willen nicht gebieten, sondern ihm nur verschiedene Motive zur Auswahl vorhalten kann; wenn ferner der Wille, dessen Wesen in der Erscheinung Bejahung des Lebens ist, als erscheinender mit Nothwendigkeit das Motiv erwählen wird, welches ihm homogen ist; so kann dieser Wille in der Erscheinung, gesetzt sein Intellect stellte ihm die Alternative Bejahung oder Verneinung des Lebens vor, nothwendigerweise nur die erstere wählen; demnach wäre Verneinung des Willens zum Leben für den erscheinenden Willen, also für den Menschen, ein Ding der Unmöglichkeit. —

II

Wenn die Bejahung des Willens zum Leben sich äußert in Betreff des Individuums als Hunger, in Betreff der Gattung als Geschlechtstrieb, so müsste die Verneinung des Willens zum Leben sich äussern 1. in Bezug auf die Gattung als Negation des Geschlechtstriebes; 2. in Bezug auf das Individuum als Nichtbefriedigung des Hungers; demnach wäre freiwilliger Hungertod, nach vorhergegangener freiwilliger Enthaltung des Geschlechtstriebes Ziel der Menschheit! — — —

Sollten Sie, geehrter Herr, diese Scrupel für *nullius in causa* und für gar zu absurd halten, so bitte ich einem fast noch embryonischen Jünger der Weisheit zu verzeihen, daß er so kühn war, Ihrem Leben einige Augenblicke zu

stehlen, welche Sie zum Heil der Menschheit besser hätten verwerthen können. —

In aufrichtiger Hochachtung
(und nicht ganz ohne Hoffnung einer gütigen Erwiderung)

O. Bötticher, stud. philos. et theol.

Schopenhauer erwähnt diesen Brief — offenbar mit besonderer Anerkennung — in einem Gespräch mit seinem Anhänger Johann August Becker am 9. April 1857. Becker berichtet einige Tage später (am 13. April 1857) dem Apostel Johannes, Adam von Doß, in München:

„Ein Holländer *Mynher* hat ihm mit großer Verehrung geschrieben, . . .

ebenso ein Göttinger Student, der seine Werke sehr gründlich studirt zu haben scheine, u der ihm die nämlichen Scrupel vorgetragen habe, welche auch den Gegenstand der Ihnen bekannten Correspondenz mit mir bildete.¹⁶ (die Freiheit des Willens, sich selbst zu verneinen).“¹⁷

6. Ein Offizier über Schönes und Erhabenes.

Zu Anfang des Jahres 1855 erhielt Frauenstädt von einem befreundeten Leutnant im Ingenieurkorps zu Königsberg, einem tüchtigen Mathematiker, ein Manuskript, das „eine scharfe Kritik von Rosenkranz's absurden mathematischen Lehren enthielt“. Er teilte es Schopenhauer mit, und dieser schrieb ihm darüber am 14. März 1855:

„Der Lieutenant Schultz ist ein sehr guter und gar aufgeweckter Kopf, freue mich seiner Gesinnung und habe Alles mit Vergnügen gelesen. Wäre gut, wenn Sie die Satire zum Druck befördern könnten: aber wo? ich weiß nicht. Ein Mal hat er sich aber doch versehen, nämlich Bogen V., p. 2., wo er sagt: «Die Geschwindigkeit ist das Maaß für die Kraft.» *Minime gentium!* sondern die Geschwindigkeit multiplicirt mit der Masse giebt die «Größe der Bewegung», welche das Maaß der Kraft ist, wie ich Dies in meinem Hauptwerk Bd. II., p. 54—56. dargethan habe. — Der wird noch ein Mal etwas leisten. Ueber den Rosenkranz ist er grimmig, mit Recht . . .“ (D XV, 380.)

¹⁶ Vgl. den Briefwechsel Schopenhauer-Becker (D XIV, Nr. 321, 323, 324, 325), der eine gründliche Auseinandersetzung mit der von Böttiger unter I gestellten Frage bietet. Die (in Beckers Bericht an v. Doß nicht erwähnte) II. Frage Böttigers wäre mit dem Hinweis zu beantworten, daß Böttiger hier Verneinung mit Askese identifiziert.

¹⁷ Vgl. Arthur Hübscher: „Arthur Schopenhauers Gespräche“. XX. Jahrb. 1933, 71; Arthur Hübscher: „Der Briefwechsel J. A. Becker-A. v. Doß“, XXI. Jahrb. 1934, 190.

Auf diesen Brief nimmt Leutnant Schultz drei Jahre später, gelegentlich einer neuen, diesmal unmittelbar an Schopenhauer gerichteten Manuskriptsendung, Bezug:

Berlin, 8. August 1858

Deßauer Str. 16.

Hochgeehrtester Herr!

Wenn ich es wagen darf, Sie, hochgeehrtester Herr, Sie unsern Meister mit einem Briefe zu belästigen, so kann es allein in der Hoffnung geschehen, Sie werden Sich nicht mit Unwillen eines Mannes erinnern, den Sie vor mehr als 3 Jahren durch ein mildes und freundliches Urtheil zum Glücklichsten und Stolzesten seines Gleichen gemacht haben. — Herr *Dr. Julius Frauenstaedt* hier in Berlin war damals, im März 1855, so gütig, Ihnen einen nicht für die Kenntnißnahme unseres größten Geistes sondern allein für einen guten Freund geschriebenen Aufsatz über einen Paragraphen aus Rosenkranz' System der Wissenschaften (Parallelogramm der Kräfte) mitzuthemen, und Sie, hochgeehrtester Herr, übten die ungeahndete Nachsicht, über den Aufsatz an Herrn Frauenstaedt zu bemerken: „freue mich seiner Gesinnung, habe Alles mit Vergnügen gelesen.“ —

Da Sie mir die Ehre erwiesen, mich für einen guten und aufgeweckten Kopf zu halten, so durfte ich bei der dankbaren Annahme dieses gnädigen Urtheils mich nicht als das Gegentheil zeigen, und habe ich darum mir nicht verhehlen können, wie vornämlich der bei mir statthabende Contrast zwischen Lebensberuf und metaphysischem Bedürfniß Sie, verehrtester Herr, mit einem günstigen Vorurtheil erfüllt haben mag; denn grade von einem Soldaten hätten Sie Sich dieses ernststen Strebens nicht versehen. — In zweiter Linie mag auch die Wahl des Stoffes für den Aufsatz eine glückliche gewesen sein; aber für einen Königsberger (denn in jener Zeit stand ich in der Stadt der reinen Unvernunft) lag dieses Thema wohl sehr nahe; und obgleich ich schon längst „grimmig auf Rosenkranz“ war, — wie Sie Sich auszudrücken beliebten — so drängte mich doch erst die persönliche Berührung mit diesem Aferweisen dazu, mir Luft zu machen.

An diesen Vorgang wage ich gehorsamst zu erinnern, um meinen jetzigen Schritt in Ihren Augen zu entschuldigen und daran die schüchterne Bitte zu knüpfen, Sie mögen jenes Wohlwollen noch heute für einen Schüler haben, der Ihre Meisterwerke um der Wahrheit willen studirt, der Ihnen seine geistige Genesung zu danken und jetzt keinen andern Wunsch hat als Ihrer kostbaren Zeit keine Minute zu stehlen, obgleich er sich seiner gänzlichen Inferiorität bewußt ist.

Die beifolgenden Bogen sind fast 4 Jahre alt; sie sind aus innerstem Bedürfniß hervorgegangen und waren ebenfalls nur für einen nachsichtigen Freund bestimmt, der sie mir auf meinen Wunsch wiedergegeben hat, um dieselben Ihnen, hochgeehrtester Herr! mitzutheilen. Diese Bogen liegen jetzt schon wieder seit vielen Monaten im Schreibtisch; denn so oft mir wohlmeinende Freunde zuredeten den Aufsatz abzusenden, so oft las ich ihn von neuem, — der Muth schwand, und die Bogen wanderten wieder in das sichere dunkle Fach zu andern schülerhaften Bemühungen. Endlich gab ich nach, und Sie sehen mich nun vor Ihnen mit dem heißen Wunsche, die Versicherung meiner Freunde möchte zur Wahrheit werden, d. h. ich möchte mich durch meine Anmaßung nicht in Ihren Augen lächerlich gemacht haben. Je öfter ich in neuerer Zeit den Aufsatz wieder gelesen habe, um so weniger genügte er mir, aber ich denke nicht unrichtig, daß der Verlust der Originalität und Frische jener ersten Conception nicht aufgewogen werden möchte durch den Gran größerer Klarheit, welchen ich jetzt meiner Schreiberei geben könnte. —

Es ist mir zum Theil bekannt, welche traurige Erfahrungen Ihre Güte, hochgeehrtester Herr, Sie hat machen lassen und wie Ihre vertraulichen Mittheilungen von Leuten gemißbraucht worden sind, welchen es nur um den Schmuck mit fremden Federn zu thun war. —

Wie unsaglich glücklich mich eine ermunternde, wohlwollende Aufnahme dieser kleinen Abhandlung machen würde, wage ich nicht zu denken, ich möchte mich nur gegen den Verdacht ähnlicher indiskreter Absichten wahren

und versichere deshalb meinem theuern, innigst verehrten Meister, daß ich meinen höchsten Wunsch erreicht habe, wenn ich Ihnen nicht lästig gefallen bin. Bescheidenheit ist sonst nicht ein vorherrschender Zug meines Charakters, aber ich müßte ein eitler Narr sein, wenn ich nach meinem Aufsatz die wenigen Zeilen, welche Sie in Ihrem Werke über das Erhabene niedergelegt haben, wiederlese und mir meines Wagnißes nicht klar bewußt würde. Nur der einzige Wunsch, Sie möchten die aufrichtige Verehrung eines dankbaren treuen Schülers nicht ungnädig verwerfen und selbst für die kleinste Frucht Ihrer herrlichen Aussaat einige Minuten Ihrer Erholungszeit übrig haben, stärkt mich in der leisen Hoffnung, Sie wollen mir verzeihen und mir den Aufsatz später hochgeneigtest zurücksenden.

Mit innigster Hochschätzung und Verehrung empfiehlt sich seinem Retter und Meister zu gütigem, freundlichem und wohlwollendem Andenken

Ihr

gehorsamer und dankbarer Schüler

Schultz,

Premier-Lieutenant im Königl. Preußischen
Ingenieur-Corps, Directionsoffizier und
Lehrer an der vereinigten Artillerie- und
Ingenieur-Schule.

Schopenhauer hat die Sendung mit Freude und Genugthuung aufgenommen. Er schreibt am 31. August 1858 an David Asher: „Ein Offizier in Berlin hat mir ein *M. S.* von 28 Seiten über Schönes und Erhabenes in meinem Sinn gesandt. Der hat mich so *in succum & sanguinem* vertirt, daß er als ein *alter ego* redet. Freut mich zu sehr.“ (D XV, 659.)

7. Der Briefeines Journalisten.

Hamburg, 24. Januar 1859.

Hochgeehrter Herr Doctor,

Sie werden mit Recht über diese unvermutheten Zeilen von unbekannter Hand erstaunen; Ihre Verwunderung wird wachsen, wenn Sie erfahren, daß der Unbekannte als Bitt-

steller vor Ihnen erscheint. Aber ich weiß mir nicht anders zu helfen, und riskire diesen Schritt auf die Gefahr hin, in Ihren Augen für einen Menschen zu gelten, bei dem die Natur das ihren Geschöpfen bestimmte Normalmaß von Dreistigkeit überschritten habe. Doch genug der Präambula, *j'entre en matière*.

Ich gehöre nämlich seit reichlich einem Jahre zu den leidenschaftlichsten Anhängern Ihrer großartigen Philosophie, und dies vermöge einer leicht erklärlichen Reaction um so mehr, als ich bis dahin lange Zeit hindurch bei den Hegelianern die Schweine gehütet hatte. Dank sei es der insidiösen Tactik der officiellen Weltweisheit und ihrer Vertreter, welche es möglich machte, daß die Werke eines der genialsten Denker aller Zeiten über ein Vierteljahrhundert seiner Nation vorenthalten wurden: ich wußte bis zum Jahre 1857 von der Existenz Ihrer Schriften, Herr Doctor, nicht mehr, als von der Fürsten-Genealogie der sächsischen Raubstaaten. Lediglich ein Zufall war es, der mir Ihre brillanten „Parerga u. Paralipomena“ in die Hände spielte, die ich drei Mal in rascher Aufeinanderfolge durchlas, um mich alsdann zum Studium Ihrer übrigen Werke zu wenden. Sie haben vollkommen richtig prophezeit in dem Vorwort zum „Willen in der Natur“: wer einmal angefangen Sie zu lesen, hört nicht wieder auf. Ich wollte mir Ihr Hauptwerk *pour la bonne bouche* aufsparen und erbaute mich zunächst mit dem Behagen des bewußten Genußes an den meisterhaften Abhandlungen über die Grundprobleme der Ethik, über die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde und über den Willen in der Natur. In den ersten Tagen des neuen Jahres endlich ließ ich mir „die Welt als Wille u. Vorstellung“ verschreiben und erwartete die beiden Bände jeden Augenblick eintreffen zu sehen, als zu meiner Verzweiflung statt ihrer der Bestellzettel von Brockhaus zurückkommt, mit der trostlosen Bemerkung: „Fehlt gänzlich.“ Der Lakonismus des Buchhändlers hatte sogar eine Aufklärung darüber zu geben verschmäht, ob eine neue Auflage in Aussicht stände, oder nicht. Die hiesigen Antiquare, an die ich mich nunmehr wandte, wußten mir auch nicht zu helfen. Obwohl

einer derselben in seinen Inseraten mit einem Bücherladen von 120,000 Bänden in 35 Sprachen renommirt: Arthur Schopenhauer's Schriften befinden sich nicht in diesem Papierchaos.

Es bleibt mir nun schlechterdings nichts Anderes übrig, als mich direct an Sie selbst zu wenden, geehrter Herr Doctor, mit der Bitte: mir einen guten Rath zu geben, wie ich in den Besitz Ihres Hauptwerkes gelange, eventuell: mir aus Ihrer eigenen Bibliothek, die doch sicherlich noch einigen Vorrath davon enthalten wird, ein Exemplar der zweiten Auflage von: „die Welt als Wille und Vorstellung“ zu überlassen. Mögen Sie mich immerhin einen Unverschämten heißen — wenn ich nur das Buch bekomme! Im Grunde tragen Sie doch selbst die Schuld solcher Behelligungen: warum schreiben Sie so verlockend interessant! Im Bereich philosophischer Lecture gleichen Ihre Schriften den *Rusalki* der slavischen Mythologie, jenen reizenden Wassernymphen die, aus den Wogen emportauchend, den Lauschenden durch ihre überirdische Schönheit entzücken. Wer sie aber gesehen hat, ist unglücklich, denn er kann kein sterbliches Weib mehr lieben. So vermag auch der Leser Ihrer Bücher kein Erzeugniß der φιλοσοφία μισθοφόρος mehr anzusehen.

In Hoffnung auf Ihre Verzeihung und eine gewährende Antwort, zeichnet, Herr Doctor,

mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ganz ergebener

Chr. Claudius, Journalist.

Adresse: Bleichenbrücke 21, 2^{te} Etage.

Am 5. Februar 1859 schreibt Schopenhauer an Brockhaus, wie sehr ihm daran liege, sein Werk bald wieder im Buchhandel zu wissen. „An mich schreibt einer aus Hamburg, ob ich ihm nicht ein Exemplar ablassen wollte. Habe keins.“ (D XV, 692.)

8. F. A. Wille als Gratulant.

Franz Arnold Wille, der Freund Richard Wagners, hatte Schopenhauer einige Male in Frankfurt a. M. aufgesucht (vgl. Arthur Hübscher:

„Arthur Schopenhauers Gespräche“, XX. Jahrb. 1933, 187 f.). Bei einem dieser Besuche hatte Schopenhauer ihm die Anschrift seines jungen Münchener Freundes Adam von Doß gegeben, und Wille benutzte die Gelegenheit seiner nächsten Anwesenheit in München, um sich mit v. Doß bekannt zu machen: „Seit einigen Wochen“, schreibt v. Doß am 20. Februar 1859 an Schopenhauer, „befindet sich *Dr Wille* hier. Ich danke Ihnen, daß Sie ihm meine Adresse mitgeteilt haben, denn es freut mich u. wird mir immer angenehm sein, so eifrige, unterrichtete u. welt-erfahrene Anhänger des verehrten Meisters, wie *Dr Wille*, kennen zu lernen. Am vergangenen Sonntag feierten wir in meinem Hause einen förmlichen Schopenhauercultus. Ihr Portrait sah von oben zu u. könnte Ihnen erzählen!“ (D XV, 706.) Diesem selben Brief — es war ein Schreiben zu Schopenhauers Geburtstag — legte Wille noch ein eigenes Glückwunschsreiben bei:

Verehrter Herr Doctor,

Ihr lieber Jünger, Hr *v Doß* dessen Bekanntschaft ich in Ihrem Namen gemacht, will diese Zeilen in seinen Glückwunschbrief an Sie zum 22 *Febr.* mit einlegen; von ihm eingeführt, gleichsam an seiner Hand, schleiche ich mit unter die Gratulanten und überwinde zum ersten Mal die Scheu die mich bisher abhielt an Sie zu schreiben und Ihnen Alles das zu sagen — was ich Ihnen jezt doch nicht sage, wie ich es möchte und sollte. Ja: sollte! Denn wie sehr Sie sich auch vollständig des Geistes bewußt sein dürfen „der früher oder später, den Widerstand der stumpfen Welt besiegt“, es hat Jeder, der in die Oeffentlichkeit getreten, je höher sein Verdienst um so häufiger den Unverstand und Mißverstand der Welt, den Neid der Einen und die träge Gleichgültigkeit der Andern zu erfahren, so daß ihn das Gefühl ergreift das der Dichter (Hölderlin im Empedocles) in den Worten ausspricht: „Und schon ist er gefallen, die Seele warf er vor das Volk, verriecht der Götter Gunst, gutmüthig dem Gemeinen!“¹⁸

Darum eben aber sollen die das Große erkannt, die sich der Dankbarkeit die sie den Arbeiten des Genius schulden, bewußt sind, auch nicht zu blöde sein diesen Zoll der Dankbarkeit aus zu sprechen! Und wenigstens will ich Ihnen

¹⁸ Zweite Fassung des „Empedokles“, Hölderlin: Sämtl. Werke. Histor.-kritische Ausg. von N. v. Hellingrath, 3. Bd. (Berlin 1922), 175 f.

hier sagen, daß ich mir dessen was ich Ihnen verdanke, in tiefstem Gemüthe dankbar, vollkommen bewußt bin. Wie sehr ich auch mit Manchem in Ihrer Lehre, kämpfe gleichsam wie Jacob in jener Nacht mit dem Jehova, es ist zu Vieles von dem ich nicht mehr loskomme, was in den Grundton der Anschauung übergegangen, Und wenn ich nicht meine übrigen Tage ganz schweigend verbringe, werde ich das dann besser sagen.

Heute aber kann ich abrechen, denn ich werde in den ersten Tagen des Märzen, so glücklich sein Sie zu sehen, denn eh ich von hier mich in mein: „*Bene vixit qui bene latuit*“ am Zürichsee wieder zurückziehe eile ich noch nach Frankfurt um aus Ihrer lebenswarmen und geistsprühenden Persönlichkeit, wie ein Bologneser Stein, Licht in meine Dämmerung mitzunehmen

Ihr

treu verpflichtet ergebener

Franz Arnold Wille

München an meinem achtundvierzigsten Geburtstage

20 Febr 1859.

Schopenhauer hat diesen Brief nicht eigens beantwortet, sondern sich begnügt, seinem Brief an v. Doß vom 1. März 1859 einen Gruß beizufügen: „Dem *Dr. Wille* bitte zu sagen, daß ich ihm für seine Theilnahme danke u. mich freuen werde, ihn hier zu sehn.“ (D XV, 722.)¹⁹

9. Nochmals Skrupel.

Der folgende Brief, über dessen Verfasser sich nichts Weiteres ermitteln ließ, trägt eine Reihe von Einwänden vor, die möglich geworden sind durch Außerachtlassen des Begriffs: moralisch indifferente Handlungen. Eine Antwort Schopenhauers ist nicht bekannt geworden; auch im Briefwechsel und in den Gesprächen findet sich kein Hinweis, wie Schopenhauer diesen Brief aufgenommen hat.

Mein verehrter Herr!

Ihre Voraussage geht bereits in Erfüllung. Sie können mit vollem Recht sagen: *legor et legar*. Der Kreis Ihrer

¹⁹ Der Besuch Willes in Frankfurt fand in den ersten Tagen des März statt. Schopenhauer erwähnt ihn in seinem Brief an David Asher vom 9. März 1859. (D XV, 727.)

nach Wahrheit dürstenden Schüler erweitert sich immer mehr. Sie sind ein wahrer Erlöser von *Hegel*. Jede meiner Mußstunden ist seit einiger Zeit dem Lesen Ihrer, auch für Köpfe II Klasse (siehe die Abhandlung über die 4fache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, 2^{te} Auflage, Seite 50. u. 51 [D III, 159 f.]), faßlichen Schriften — namentlich wenn das Studium der Kantischen Schriften einen großen Theil der Herkulesarbeit des Aufräumens darin schon gethan hat — gewidmet.

Ich habe eben die Lecture der gekrönten Preisschrift über die Freiheit des menschlichen Willens beendet und kann sagen: mit innerer Befriedigung und Zustimmung. Aber dennoch ist grade das, was Sie in dieser Schrift Seite 81 [D III, 552] zu meinem Leidwesen nicht gethan haben, die Motive zur Bestimmung meines Willens, vermöge deßen ich diese Zeilen an Sie richte. Entschuldigen Sie mich deshalb, weil ich nicht anders kann.

Sie verweisen nämlich Seite 81 und 82 [D III, 552] auf die dort allegirten Stellen der Kantischen Schriften, ohne den Inhalt dieser Stellen oder doch wenigstens der Hauptstelle (Kritik der practischen Vernunft Seite 228. der Rosenkranzischen Ausgabe)²⁰, nämlich von den Worten:

„Aber ebendaßelbige Subject u. s. w. bis zu den Worten
„als Noumens anzusehen“

in vollkom[m]en klare und auch für Köpfe II Klasse faßliche Schopenhauersche Sprache zu übersetzen. Sie sind allerdings bei der Niederschreibung Ihrer Abhandlung auch bei dieser bloßen Allegation ohne Paraphrase insofern vollkom[m]en im Recht gewesen, als Sie dabei voraussetzen durften, es nur mit Köpfen I Klasse, mit Mitgliedern einer Akademie der Wissenschaften zu thun zu haben. Für Leute meines Schlages aber ist das Hinstellen des intelligibeln Charakters als des Vermittlers des Zusammenbestehens der Freiheit (moralischen) mit der Nothwendigkeit ähnlich dem Zurufe: *hic Rhodus, hic salta!* So oft ich den Sprung gewagt habe, bin ich doch stets zu kurz gesprungen und immer

²⁰ In der Ausgabe Ernst Cassirer, Berlin 1922, Bd. V, 107.

noch ist die Beschaffenheit und das eigentliche Wesen des „intelligibeln Charakters“, insofern dadurch die Freiheit und folgeweise die moralische Zurechnungsfähigkeit der menschlichen Handlungen, deren Nothwendigkeit ungeachtet, demonstrirt werden soll, für mich ein Räthsel, obgleich ich *Kant's* und Ihre Lehre hinsichtlich der Verschiedenheit der bloßen Erscheinung und des Dings an sich begreife.

Man kann zugeben, daß der intelligibele Charakter existire (*existentia*), aber deshalb allein weiß man noch nicht, was und wie er ist (*essentia*). Der intelligibele Charakter ist mir also noch gleich x , wie *Kant* überhaupt das Ding an sich. Wollte ich nun auch nach *Schopenhauer* statt dieses x setzen: „Wille“, so könnte dies doch nur bewußtloser Wille seyn, und dann fehlt mir immer noch die klare Einsicht in die Nothwendigkeit des Zusammenhanges meines ursprünglichen, aber bewußtlosen Willens, — der mit freier Selbstbestimmung meinen unabänderlichen empirischen Charakter geschaffen haben soll, dessen Action lediglich durch die Motive bestimmt wird, — mit der Freiheit und der erst durch diese möglich gemachten moralischen Verantwortlichkeit.

Die Sache stellt sich, wie es mir scheint, einfach so. Der individuelle Charakter eines jeden Menschen ist angeboren und unabänderlich. Jede That eines Menschen ist das nothwendige Product seines Charakters und des eingetretenen Motivs. Der Mensch handelt also nicht frei. Diese empirische Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen steht fest. Fraglich aber ist immer noch die transcendente Freiheit des Menschen, deren Product der intelligibele Charakter und dessen sichtbarer Repräsentant wiederum der empirische Charakter seyn soll. Da, in der Genesis der beiden Charaktere, in der unbewiesenen Freiheit des einen und der anerkannten Sklaverei des andern steckt die Schwierigkeit, die ich nicht überwinden kann. Will man nämlich die moralische Verantwortlichkeit eines Menschen aus der Beschaffenheit (*essentia*) seines intelligibeln Charakters herleiten, so muß man zuvor bewiesen haben, daß die Beschaffenheit des intelligibeln Charakters das Pro-

duct der freien That des Menschen sei. Die Führung dieses Beweises scheint mir aber gar nicht möglich zu seyn, weil einem u demselben Subjecte ein Prädikat nicht zugleich beigelegt und abgesprochen werden kann. (Vergleiche: über die 4fache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, 2^{te} Aufl. S. 103. [D III, 217]). Beide, der empirische wie der intelligibele Charakter haften aber einem und demselben Subjecte zugleich an, und grade deshalb sollen die Handlungen dieses Subjects zugleich nothwendig, ihrem tiefern Grunde nach aber den[n]och frei seyn. Der darin liegende Widerspruch läßt sich nach meiner Ansicht nicht dadurch beseitigen, daß man die Freiheit des intelligibeln Charakters ohne Beweis, also als ein bloßes Dogma hinstellt, und demgemäß sagt: die Handlungen eines Menschen erscheinen bloß als nothwendige, sind aber ihrem tiefern Grunde nach dennoch freie.

Ich fühle mich nur insoweit verantwortlich, als ich frei zu handeln vermag. Ich müßte also für die Beschaffenheit und das eigenthümliche Wesen (*essentia*) meines intelligibeln Charakters, deßen bloßer Abglanz oder Widerschein oder Siegelabdruck mein empirischer Charakter ist, verantwortlich seyn und diese Verantwortlichkeit müßte nachweisbar seyn, ich müßte mir also der Aseität (freien Selbstbestim[m]ung) meines intelligibeln Charakters klar bewußt seyn, wenn ich das Zusammenbestehen, das Zugleichseyn der Nothwendigkeit meiner Handlungen mit der Freiheit derselben sollte begreifen können, etwa mit Hilfe des Bildes, daß mein empirischer Charakter nur in dem Verhältniße eines Bevollmächtigten zu dem intelligibeln Charakter als dem Machtgeber stehe, ich aber der freie Machtgeber selbst sei. Der intelligibele Charakter müßte also von sich sagen können: *Sic volo, Sic jubeo!* — während der empirische Charakter stets nur auf Befehl und gemäs dem Befehl des intelligibelen Charakters (und nicht blos der Motive) handelte. Diese Souverainetät des intelligibeln Charakters ist aber nach meiner Ansicht auch durch §. 10. der Preisschrift über die Grundlage der Moral, Seite 178—182. [D III, 644—648], noch nicht be-

wiesen; denn wir sind uns derselben nicht bewußt. Das bloße Gefühl unserer Verantwortlichkeit ist aber trügerlich und der Selbsttäuschung unterworfen, weil Lehre (z. B. der Dekalog), Erziehung und Beispiel einen unverkennbaren Einfluß darauf haben, wie dies schon, in mythischer Weise, in der *Genesis*, cap. III. v. 6. u. 7. dargestellt ist, wonach sich Adam und Eva erst, nachdem sie von dem Baume der Erkenntniß gezeuget hatten, ihrer Nacktheit schämten. — Mir scheint, daß hinsichtlich des $\delta\tau\iota$ und des $\delta\iota\acute{o}\tau\iota$ des intelligibeln Charakters sich die Sache ganz ähnlich verhalte, wie dies S. 137. [D III, 607] der Preisschrift über die Grundlage der Moral in Beziehung auf das Princip und das Fundament der Ethik so trefflich dargestellt worden ist. Wäre der Seite 181. a. a. O. [D III, 647] hingestellte Satz:

„Er (der Mensch) hätte ein anderer seyn können, und in dem, was er ist, liegt Schuld und Verdienst“, bis zur Evidenz zu beweisen, dann freilich hätte alle Noth bei der Lösung der Frage nach der moralischen Freiheit mit einem Schlage und für immer ein erfreuliches Ende erreicht. Aber, wie soll es möglich seyn, dies zu demonstrieren?

Wenn man nämlich auch zugeben müßte, daß die Freiheit, deren Existenz überhaupt vorausgesetzt, nur in dem intelligibeln Charakter gesucht werden könne, so würde man doch sagen müssen, daß man deren *essentia* u namentlich deren Entstehung nicht begreife. Darum bleibt aber die moralische Freiheit überhaupt immer noch problematisch. Der Gipfel der Weisheit in dieser Beziehung stellt sich mir dar, als das Sokratische: „ich weiß nicht“. Wir kommen auch vermittelst des Kantischen intelligibeln Charakters (meiner Einsicht nach) nicht über die Formel hinaus: moralische Freiheit = x . Und das sogenan[n]te Gewißen eignet sich nicht als Mittel zur Lösung dieses Problems, weil das Gewißen — nach meiner Ansicht — nichts anderes ist, als ein *effectus*, deßen *causa* eben nur das Problematische (die problematische Natur) der moralischen Freiheit ist. Wenn nämlich das Problem der moralischen Frei-

heit nicht bloß hinsichtlich der *existentia*, sondern auch der *essentia* derselben vollständig gelöst und außer Zweifel gestellt wäre, dann würde das Gewißen überhaupt nur identisch seyn mit dem Bewußtseyn anderer Dinge d. h. unserer zweifellos zurechnungsfähigen Handlungen.

Sollte nicht überhaupt nur von einer relativen Freiheit die Rede seyn können, wie etwa von der Freiheit eines in einem Käfig eingesperrten Vogels oder des innerhalb eines Gehäges lebenden Wildes? Nur so lange, als man das Gehäge nicht sieht, dünkt man sich frei. Auch deshalb ist das Gefühl unserer Verantwortlichkeit trügerlich und ohne Allgemeingültigkeit. —

Ich begreife nicht, wie der Wille an sich selbst und außerhalb der Erscheinung moralisch frei seyn könne. Moralische Freiheit setzt die Erkenntniß des Guten und Bösen und die völlig unabhängige Selbstbestimmung für Eins von Beiden voraus. Und nur wo die Schuld, da ist die Verantwortlichkeit. Nun ist aber der empirische Charakter ein nothwendiges Product, ein bloßer Abglanz des intelligibeln Charakters, also würde auch nur dem letztern die Schuld und die Verantwortlichkeit beigemessen werden können (*causa causae est causa effectus*), jedoch nur unter der Voraussetzung des Nachweises, daß der intelligibele Charakter das (moralisch) Gute und Böse zu unterscheiden vermocht und dann mit freier Selbstbestimmung ein für alle Mal beschloßen habe, stets und unabänderlich der Fahne entweder des Guten oder des Bösen zu folgen. Dieser Beschluß müßte der Zeugungsact seyn, in Folge dessen unser empirischer Charakter geboren würde. Was also bei der Pflanze die bewußtlose Keimkraft, in welcher die *essentia* der Pflanze enthalten ist, wäre, — das müßte bei dem intelligibeln Charakter des Menschen hinsichtlich der Production des empirischen Charakters der moralisch freie Wille des intelligibeln Charakters, also die völlig unabhängige Befähigung zur bewußten Wahlentscheidung zwischen dem Guten und dem Bösen seyn. Bis in diese Regionen hinauf oder hinunter reicht aber unser Denkvermögen nicht, — vielmehr müßen wir die moralische Freiheit

des intelligibeln Charakters für unmöglich oder doch für nicht nachweisbar halten, weil demselben kein Intellect zu Gebote steht, und deshalb bei ihm von einer bewußten Wahlentscheidung überhaupt keine Rede seyn kann. Ich möchte deshalb sogar behaupten, daß der intelligibele Charakter und die moralische Freiheit heterogene, jedenfalls aber solche Dinge sind, die mit einander in keinem nachweisbaren Zusammenhang stehen, weil der intelligibele Charakter von der conträren Verschiedenheit des Guten und Bösen ebenso wenig etwas weiß, als Adam und Eva etwas von ihrer Nacktheit wußten, bevor sie vom Baume der Erkenntniß gezeuget hatten. So wenig ich begreifen kann, daß der Sohn dafür verantwortlich sei, daß ihn sein Vater gezeugt hat, ebenso wenig kann ich begreifen, wie es möglich sei, daß die empirische Nothwendigkeit des Handelns (menschlichen) mit der transcendentalen Freiheit dieses Handelns zusammen bestehe. Mein ganzes Begriffsvermögen sträubt sich gegen eine solche Annahme der Identität des Heterogenen. Vorläufig muß ich daher noch dagegen protestiren, daß mein empirischer Charakter ohne Widerrede verbunden sei, die Wechsel, welche mein intelligibeler Charakter ausgestellt haben soll, zu acceptiren u zu bezahlen. Ich kenne ja den Wechsellaussteller nicht oder weiß wenigstens nichts von seiner Legitimation zur Wechsellausstellung.

Ich habe vorhin zu behaupten gewagt, daß — *sic stantibus rebus* — der intelligibele Charakter und die moralische Freiheit heterogene, jedenfalls aber solche Dinge seyen, die mit einander in keinem nachweisbaren Zusammenhang stehen, und glaube, dies nicht ins Blaue hinein geredet zu haben. Heterogene Dinge schließen zwar einander aus, sie können aber deßen ungeachtet unmittelbar an einander gränzen. Solche heterogene Dinge sind z. B. Wißen und Glauben. Der intelligibele Charakter des Menschen ist nun aber zur Zeit für uns noch Gegenstand des Wißens und Glaubens zugleich, und zwar so, daß die *existentia* deßelben sich als Gegenstand des Wißens, die *essentia* deßelben aber nur als Gegenstand des Glaubens

darstellt. Und grade deshalb ist die moralische Freiheit nicht demonstrable, wie jedes Urwesen, und dieser Zustand ist wiederum die Quelle der Religion, sowie der Verschiedenartigkeit derselben, und darin liegt zugleich der Grund, warum alle bisher versuchten Beweisführungen für das Daseyn und das Wesen Gottes haben fehlschlagen müssen.

Ist nun aber die *essentia* des intelligibeln Charakters nur Gegenstand des Glaubens, nicht des Wißens, dann ist es auch klar, daß die Freiheit oder Unfreiheit des intelligibeln Charakters kein Gegenstand einer ausreichenden Beweisführung seyn kann, u daß mithin die moralische Freiheit ihrer ursprünglichen Quelle und ihrem letzten Grunde nach eine *qualitas occulta*, ein Problem ist, — und bleiben wird. —

Sie, mein verehrter Herr, werden aus dieser Expectation ersehen, wie weit ich noch davon entfernt bin, das Zusammenbestehen der empirischen Nothwendigkeit des menschlichen Handelns mit deßen transcendentaler Freiheit zu begreifen. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich in meiner Hülfs- und Rathlosigkeit nicht ohne Erfolg meine Zuflucht vertrauensvoll zu Ihrer durchdringenden klaren, von einem Erstaunen erregenden gelehrten Apparat unterstützten Einsicht genommen hätte, wenn Sie also die Sokratische Hebammenkunst an mir üben und mich dadurch in den Stand setzen wollten, die noch als heimathlos in meinem Kopfe herumstreichende „moralische Freiheit“ zu greifen und festzuhalten!

Bis dahin gilt bei mir noch buchstäblich das von Ihnen der Preisschrift über die Freiheit des Willens vorgesezte Motto: *la liberté est un mystère.* —

Nach Niederschreibung dieser Zeilen habe ich auch die Preisschrift über das Fundament der Moral, und *Parerga*, Bd. II, cap. 8 „zu[r] Ethik“ gelesen, habe aber auch dort nicht gefunden, was ich suche, wenn die Antwort auf meine Frage nicht etwa, wie es allerdings der Fall zu seyn scheint, die Seite 192. Zeile 3—5. von oben [DV, 249, Z. 27—29] der letztgedachten Schrift zu lesende, ableh-

nende Erklärung seyn soll, welcher das, was Seite 269. [D III, 741] in der Preisschrift über das Fundament der Moral gesagt ist, allerdings genau entspricht.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung, auf die Niemand mehr Anspruch hat, als der redliche und aufrichtige Forscher nach Wahrheit.

Zeititz in der preuß. Provinz Sachsen, den 12 Juni 1859.

Draßdo (*Drahsdo*)

Kreis-Gerichtsdirector.

10. „Russische Nachtigallen...“

Der Übersetzer Theodor Opitz (Krakau) ist uns in jüngster Zeit durch einen kurzen Briefwechsel mit Adalbert Stifter nahegebracht worden (vgl. Adalbert Stifter: „Unveröffentlichte Briefe“, Das Innere Reich, Juniheft 1936, 288 f.). Seinem kurzen Huldigungsbrief an den Dichter des „Nachsommer“ vom 28. Januar 1860 entspricht ein wenige Monate vorher abgegangenes Schreiben an Schopenhauer merkwürdig in Stil und Absicht:

Hochverehrter Herr!

Ihnen einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit für die Belehrung, Kräftigung und Erheiterung zu geben, die mir die gleich scharfe[n], wie tiefsinnigen Werke Ihres philosophischen Genius seit Jahren gewährt haben, und bis ans Ende meiner Tage zu gewähren nie aufhören werden, erlaube ich mir, Ihnen ein Paar rußische Nachtigallen, deren deutsche Sangesweise Ihnen vielleicht ein freundliches Lächeln abgewinnt, zu übersenden.

Mit der innigsten und aufrichtigsten Verehrung habe ich die Ehre zu sein, Hochverehrter Herr,

Ihr

Krakau
3 October 1859.

ganz ergebener
Theodor Opitz.
